

Jan C. Behmann

# HALTESTELLEN- PROSA



edition:behmann



JAN C. BEHMANN

HALTESTELLEN-  
PROSA

edition.behmann

*Es gibt viele Journalisten,  
die unglaubliche Schachtelsätze fragen,  
damit jeder weiß, dass sie auch wirklich  
gebildet sind. Ich bin wirklich gebildet, daher  
brauche ich das nicht.*

— Elizabeth T. Spira  
als Gast in *Willkommen*  
*Österreich* (ORF)  
vom 09. April 2009

„Weißt du, was vor deiner Geburt war?“,  
fragte Christopher mich als  
wir über den Tod diskutierten.  
„Nein“, antwortete ich und  
dachte ernsthaft darüber nach.  
„Siehst du“, sagte er,  
„dann weißt du, was der Tod ist.“

—

„Pass immer gut auf dich auf, Hase“,  
sagte Christopher gerne zu mir.  
Ich gebe mein Bestes.

In liebevoller Erinnerung an  
**CHRISTOPHER BULLE**  
(1969—2020)

Lassen Sie sich keine Vorschriften machen,  
*wann* Sie denken.

Aber tun Sie es bitte.

## Willkommen an der Haltestelle!

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ich freue mich, dass viele von Ihnen mit meinem ersten selbstverlegten Buch *Was bedeutet Leben?* und der Postkartenserie *Warum muss alles Wichtige, immer ausführlich sein?* so viel Freude hatten und haben.

Ich mag es, Geschichten auf wenigen Seiten zu erzählen. Ich nenne das *Haltestellenprosa*. Man kann fast alles in epischer Länge ausführen. Ich aber liebe die Verdichtung und damit Aufladung eines Textes, bis zu einer Verkürzung, die nur noch wenige Seiten oder auch nur Zeilen bedeutet.

Begleiten Sie meine Romanfiguren Reuter und Reitmayr durch ihre gänzlich differenten Universen, lesen Sie meine meistgelesenen Essays und erleben in den *Kurzzeilern* wieder schöne Momente, wie Sie sie bei der Postkartenserie hatten. Das Buch ist eine Melange verschiedener Textgenres und spiegelt meine Werkgenese der letzten Jahre wieder.

So, und nun kommt unsere Bahn. Lassen Sie uns gemeinsam losfahren. Haben Sie Ihr Ticket dabei?

**Herzliche Grüße**

*Ihr*

*Jan C. Behmann*

Kontakt:

post@behmann.de

📷 @behmann\_schreibt

Taggen Sie Ihre Bilder des Buchs in den

sozialen Medien gerne unter #haltestellenprosa



## DOCH WENN SIE WÜSSTEN

Wenn Menschen wirklich wüssten, was Leben heißt,  
sie würden anders sein.  
Sie hätten Angst, aber nicht um den Urlaub.  
Sie würden denken und fühlen, und nicht nur arbeiten.  
Sie würden die guten Momente genießen und die  
schlechten nicht verurteilen.  
Sie würden begreifen, dass Sein Bewusstsein voraussetzt.  
Sie würden viel mehr sein, was sie wären, ohne das, was  
sie werden ließ, was sie nie waren.  
Sie wären endlich da, sie wären gütig statt taktill.  
Sie wären soviel mehr als dass sie unser Alltag sein lässt.  
Doch wer mehr will, muss mehr sein.  
Aber mehr zu sein, heißt Mut zu haben.  
Denn der Mensch kommt allein, und er geht allein.  
Aber was, wenn er allein bleibt?

## DIE ZEIT DES VERLORENEN SEINS

Wo war ich, als das Leben gut zu mir war?  
Wo war ich, als ich hätte genießen können?  
Wo war ich, als ich hätte nur zugreifen müssen?  
Wo war ich, als das Sein sich selbst genug war?  
Wo war ich, als alle diese Fragen obsolet waren?  
Wo war ich nur.

## DER FLUCH DES GEWINNENS

Ach, wenn ich mal, ja wenn ich mal, sagen die Menschen  
und wollen nach oben.

Wollen gewinnen, aufsteigen.

Mehr als weiter, gar beyond.

Doch die Süße ist nur durch das Ferne möglich.

Denn Gewinnen heißt Erreichen.

Und Erreichen heißt abgrenzen von dem, was vorher war.

Gewinnen ist daher nur von unten schön. In den  
Gedanken des wäre-wenn.

Wenn wenn-dann nicht wäre, sondern ist, ist die  
Gemeinschaft des Aufblicks einer Einsamkeit des Habens  
ohne die Anderen gewichen.

Manchmal ist das das größte Hindernis des Gewinnen-  
könnens:

Den wahren Genuss des Erfolgs, kann man nicht teilen.

Man hat ihn, aber ganz allein.

Denn die anderen, die sind.

Aber ohne einen.

## IM SCHEITERN GANZ RICHTIG

Es gilt es zu vermeiden,  
tun Sie es bloß nicht!,  
sagen sie.  
Sie sagen es, weil man es ihnen sagte.  
Immer und immer wieder.  
Vermeiden ist das Erreichen.  
Doch wenn alle vermeiden,  
erreichen sie nicht das zu Vermeidende  
in aller Stärke?  
Warum sollte nicht im Scheitern  
alle Richtigkeit des Seins liegen?  
Ist der Mensch nicht die Summe seiner  
Fehler, aus denen dann doch in  
Nuancen das Richtige in seiner kleinen  
Essenz wie ein Rinnsal aus der Ebbe  
entspringt?  
Scheitern als das Maß aller Dinge.  
Als das Gegenteil von Scham.

## DER INNERE STRAND

ESSAY Der im Kapitalismus domestizierte Bürger ist nicht resilient, wenn die Betätigungsmittel des Alltags wegfallen. Eine Entblößung des Seins

Es sei ja gar nichts mehr zu tun, sagte mir ein Freund, als der Lockdown seinen Höhepunkt erreicht hatte. Er ist damit ein Beispiel für viele. Die Menschen fühlten nach dem Wegfall des äußeren Gerüsts eine Leere, die mit innerer Anspannung einherging. Die Sinnfrage stellte sich nach kurzer Zeit. Was sollte man bloß mit der vielen Zeit anfangen, die man für sich nutzen könnte, aber die meisten verlernt haben, sie für sich zu nutzen. Der Mensch ist im Kapitalismus daran gewöhnt worden, dass Freizeit eine Mangelerscheinung ist. Nun haben die Menschen per se viel Zeit aber kaum mehr Koordinaten, was man machen könnte. Oder eben nicht. Denn Muße ist auch die Zeit, in der man mal einfach nichts macht. Aber wie ging denn das gleich nochmal?

Bringt uns ein Virus unserem Sein wieder näher?, könnte man fragen. Man kann das wohl mit Ja beantworten. Die Menschen sind im Kapitalismus zu einem dauernden Brummkreisel verkommen, der innen so leer ist, das es einen fürchten kann. Ein Buch heißt *Die Paradoxie der Erfüllung* (Martin Seel, Suhrkamp) und thematisiert (*Hinweis: wissenschaftliches Buch, nicht als „Ratgeber“ fürs Lesen am Strand vorgesehen*) das, was die Menschen grad empfinden: endlich Ruhe und doch nur Lärm im Inneren.

Wenn man das bekommt, was man immer verlangte, ist nichts gleich super. Jim Carrey soll gesagt haben, jeder sollte mal reich und berühmt sein, damit er/sie merke, dass es das nicht sei.

Sicher, Existenzängste plagen einige, aber wahrlich nicht alle. Viel mehr die Sorge vor der dröhnenden Erkenntnis, dass da innen eben nicht viel ist. Die Menschen denken, sie hätten Interessen, aber das ist ein Trugschluss. Sie sind zum Arbeiten und Geldausgeben erzogen worden, die Art und Weise variiert, mal mit mehr oder weniger Lametta, aber grundlegend ist es nur eins: Geld ausgeben und somit Anschlussverpflichtungen schaffen. Das Bild, in Ruhe am Strand zu sitzen, ist eine Fama. Denn das gibt es so leider nicht. Wenn, dann wird am Strand sitzen geplant. Es wird aufwendig hingefahren und ohne dass diejenigen es wirklich wahrnehmen, wird beim Hinsetzen schon das Gehen geplant. Es gibt kein rastloses Verweilen, die inneren Landschaften sind grau, betonierte und hoch. So wie die Zweckbauten in denen die Menschen arbeiten, sich in Aufzügen in Sekunden hoch- und runterschießen lassen und nicht protestieren, wie unmenschlich das sei. Sie sitzen in Transportmitteln wie Vieh und geiern auf Meilen. Sie wurden erzogen, sich selbst zu verkaufen, hinzugeben, klaglos die Reisescham auf sich zu nehmen. Urlaub ist auch nur eine Art Arbeit mit differenter werblicher Konnotation.

Die Millionenerbin Ise Bosch sagte in einer Reportage über Reichtum, ihr sei bewusst, das für sinnvolle Arbeit oft kein (oder nicht ausreichend) Geld bezahlt würde. Menschen, die sich aber für das Materielle entschieden

haben, sind ebenso, wenn nicht gar mehr, in der Zwickmühle. Sie haben sich an den Kapitalismus verkauft. Der „big exit“, genug Geld zu haben und von allen Existenzsorgen befreit zu sein, erfüllt sich in aller Regel nicht. Für ein handtuchgroßes Stück Rasen in einem seelenlosen Neubaugebiet, haben sie sich in ein Konstrukt der Abhängigkeit ergeben. Irgendwann kommt dann die Erkenntnis: nun ist es auch zu spät. Der Tod wird dann zur Alltagsbefreiung.

Konsum bzw. die Beschaffung von Gegenständen ist nicht grundlegend falsch oder gefährlich. Die Frage ist nur, was man wirklich will. Oder was die Gruppe will oder diese Gruppe insinuiert, was man zu haben hat, um Teil ihrer sein zu dürfen. Ise Bosch sagt in gleicher Reportage auch, dass sie sich die Frage stellt, ob sie etwas wirklich haben will. Denn mit ihrem ererbten Vermögen kann sie sich beinahe alles leisten. Ergo aus „Kann ich das haben?“ ist bei ihr „Will ich das haben?“ geworden. Ein sehr weiser Satz, der auch funktioniert, wenn man kein ein großes Vermögen besitzt. Denn jeder Traum ist in gewissen Sequenzen der Erfüllung eine weiterhin unerfüllbare Phantasie.

Das teure neue Auto ist nach kurzer Zeit eben nicht mehr der Kick; es ist schön, aber es ist nicht dieser Balsam wie beim Erwerb. Doch zu der Erkenntnis kann nur derjenige kommen, der auf seiner jeweiligen Konsumebene sich dieses Mechanismus' der Konsumwerbung bewusst wird. Nur dann kann man Konsum sinnvoll durchführen. Und ihn für sich begrenzen. Wenn der Bezahltdienstleister anbietet „Zahlen Sie erst in 14 Tagen“, muss die innere Stim-

me schreien: Auf keinen Fall! Das ist etwas, was viele verdrängen: Kaufen macht nur dann Spaß, wenn man es sich wirklich leisten kann. Alles, was auf Rille oder auf die nächste Gehaltszahlung schielend gekauft ist, ist ein Risiko und macht unterbewusst doch nur Sorgen. Es gilt der Erkenntnis ins Auge zu blicken, dass man sich gewisse Dinge einfach nicht leisten kann. Und wahrscheinlich auch in diesem Leben nie. So what?, muss die innere Stimme dann sagen. Es ist egal, denn dieser (negative) Mechanismus funktioniert auf jeder Einkommensstufe. Auch der Millionär ärgert sich, dass der Nachbar an der Cote (d'Ázur) sich ein längeres Boot oder ein noch besser getunt Auto leisten kann. Die Zufriedenheit in der aktuellen bzw. dauerhaften Ebene zu finden, ist die Kür des Lebens. Wenn die „Coaches“ in den sozialen Medien schreien „du musst es nur wollen“, „jeder kann alles schaffen“, dann ist das der neoliberale Imperativ, der indirekt sagt: du bist zu faul, schaff mal mehr, das reicht doch alles nicht. Das ist eine sehr, sehr böse Masche. Denn nicht jeder kann alles schaffen. Nein. Das wäre widernatürlich. Man kann Menschen fördern, mehr oder anderes (besser) zu schaffen, aber jeder hat seine Maximalkurve und die gilt es zu akzeptieren.

Wo aber soll man nun in seiner Existenz sein Handtuch hinlegen?, wäre die wichtige Frage, die es in jahrelanger Eigenreflektion zu beantworten gilt. Es gibt dazu keine Pauschalantwort. Sie ist changierend und wenig in Worte zu fassen, da das innere Gefühl nicht wahrhaftig in Worte zu fassen ist. Nur soviel: es muss passen. Man kann sich in einem finanzierten Reihenhaus mit Minigarten wohlfüh-

len. Aber das ist wahrlich kein Muss. Der Genuss einer Entscheidung oder das Aushalten der Folgen einer Entscheidung liegen in der vorangegangenen wahrhaften Freiwilligkeit der Entscheidung. Hat man sich wirklich durch seinen inneren Willen bewusst dafür entschieden? Oft ist das eben nicht der Fall, so sehr Menschen dem auch widersprechen. Es ist anzunehmen, dass keine Entscheidung gänzlich frei entschieden werden kann, ohne dass das immer in irgendeiner Art anwesende Umfeld berücksichtigt wird. Wenn das Selbst aber auch im Verzicht oder dem Konsens stabil bleibt, ist viel gewonnen. Dabei sollte man immer (das ist eigentlich anekdotisches Pflichtwissen) an die Fischer-Geschichte von Heinrich Böll, die er zum Tag der Arbeit im Jahr 1963 für den NDR schrieb, denken. Wenn man ruhig am Hafen chillen will, ist der externale Leistungs- und Erreichungsgedanke irrelevant, weil das antizipierte Zufriedenheitsgefühl sich durch Erreichung von Zielen (insbesondere der Gegenstandsbeschaffung), welche durch den Leistungsgedanken implementiert wurden, nicht einstellen wird. Wenn Sie also ruhig irgendwo rumliegen und nicht unruhig werden: Well done!

Die Frage ist und bleibt: Will ich das haben, kaufen oder sein? Und dann, dann ist es plötzlich ganz einfach.

**Lesetipp** Michael Bordt SJ: *Die Kunst sich selbst auszuhalten*

*originäres Veröffentlichungsdatum: 12.08.2020*

## MOMENTVERLUST

Die Menschen rasen  
den vermeintlich  
schönen Momenten  
entgegen,  
während sie die selbigen  
in genau dem Moment  
verpassen.

## REUTER?

*Warum sollte man einem Freund statt etwas Materiellem nicht mal etwas Prosaisches schenken? Ein Freund musste für einen emotionalen, wichtigen Termin in die Schweiz und so schrieb ich ihm eine Geschichte mit meinem Protagonisten Reuter, den Sie in diesem Buch kennenlernen werden. Über Reuter wird es in Zukunft ganze Bücher geben, seien Sie gespannt. Hier nun eine kleine Einleitung ins „Reuter-Universum“:*

Reuter ist ein Mittdreißiger, unglücklich ver- besser gesagt entliebt (worden), und hat in der Verlagskrise seinen Job verloren. Er lebt in einem „Gemeindebau“ (so sagt man in Wien; hier gemeint: sozialer Wohnbau) in einer Vorstadt von Frankfurt am Main. Seine gute Freundin ist Alba, eine freischaffende Künstlerin, welche ihr Werk im Bereich abstrakter Aktmalerei in Acryl auf Großleinwänden angesiedelt hat. Mangold ist Reuters guter und wohl einziger männlicher Freund. Ihn lernte er noch im Verlag kennen. Mangold ist bald vierzig und besitzt eine eigene Firma (über die in der dem Verlag angegliederten Zeitung berichtet wurde). Er ist wohlhabend und daher und generell in der Selbstüberzeugung etwas „overdriven“.

## ZÜRICH TO GO

Reuter rätselte manchmal, ob Schlaf der echtere Wachzustand war. Nur konnte er sich darüber meiste keine Gedanken machen, denn er war ja dann wach. Es surrte in ihm als würde eine elektrische Zahnbürste an seiner Stirn entlanggleiten. Immer und immer wieder. Drumherum war es dunkel. Unendliche Dunkelheit. Wenn da nicht dieser unermüdliche Ton und diese surrende Erschütterung gewesen wäre. Reuter begriff, dass er er war und wohl auch Reuter. Die Augen erhoben sich wie schlecht geölte Stahltore, um dann unvermittelt zu brennen anzufangen. Wenn geboren werden so war, verstand er die Schreie der Babys im Kreißsaal. Reuter tastete um sich herum. Es schien ein Bett zu sein, auf dem er lag. Wohl sein Bett. Wessen sonst? Albas vielleicht, aber auch da wäre er sich sicher, nur geschlafen zu haben.

Das Licht blendete ihn und er tastete weiter nach dem Störobjekt. Er erfüllte einen metallisch-kühlen Gegenstand, der ansteigend vibrierte und dudelte. Es war sein Smartphone; er fand den Leiseknopf nicht. Erschöpft vom Wachwerden, ließ er den Kopf ins Laken sinken. Er drückte die Knöpfe nacheinander, aber der Wecker hörte nicht auf. Er riss die Augen mit einem Ruck auf und versuchte zu akkomodieren. Er las eine lange Nummer auf dem Display. Der Wecker rief ihn nun auch an? Seine Augen gewöhnten sich an die Helligkeit, es schien schon fast Mittag zu sein. Reuter sah eine 041 als Vorwahl. Wo war das denn schon wieder? Wollte

ihn jemand schon am Morgen nerven? In ihm breitete sich Widerstand auf.

Am liebsten hätte er sich mit „Wer stört?“ gemeldet, aber das letzte und erste mal, dass er dies getan hatte, war es sein neuer und nun wieder alter Arbeitgeber gewesen. Es gibt keine zweite Chance für einen ersten Eindruck, dozierte Mangold immer wieder. Also ergriff er das Smartphone, drückte den grünen Knopf und ließ sich zu einem langgezogenen HmMMMM hinreissen.

„Is' da de' Herr Reuter?“ kehlte es aus dem Telefon. Reuter sah ein Alpenpanorama vor sich.

„Ich brauche keinen Käse, und eine Uhr, kann ich mir nicht leisten.“ Das fand er lustig, biss sich aber gleich auf die Zunge. Kein Rassismus!, echote es hinter seiner Stirn.

„Naaa, das haben wir nicht im Angebot, aber einen Freund von Ihnen.“

Erpressung? Am frühen Morgen? Was wollten sie von ihm erpressen? Die Formel fürs Scheitern? Reuter rutschte im Bett in die fast Senkrechte. „Wer ist da, was fordern Sie?“, hörte er sich peinlich wie in einem billigen Film fragen.

„Gar nichts, Herr Reuter, aber Ihr Freund bräuchte Ihre Hilfe. Hier ist die Kantonspolizei Zürich. Herr Mangold wollte ein wenig schneller zu uns in die Stadt, als es erlaubt ist“, sagte die männliche, raue Stimme in den Apparat.

„Aha...“, dachte Reuter sich halblaut und fragte sich, was daran verwunderlich war. Er kannte Mangold und seinen Bleifuß. Diese Unerbittlichkeit sich selbst gegenüber. Die Verweigerung gegen den Fortgang der Zeit.

„Leider gab es bei der Kontrolle ein kleines „Probleml“ und Ihr Freund ist seit gestern Nacht in Gewahrsam. Aber auch das“, leises Kichern wurde von Höflichkeit verschluckt, „ging ihm nicht schnell genug. Auf jedenfall will er schnell raus, aber er braucht jemanden, der ihn abholt.“

„Aha, hat er keinen Führerschein mehr?“

Reuter war von dieser Informationsflut am Morgen überfordert.

„Das nicht direkt, er ist ja kein Staatsbürger“, wieder dieses leise Lachen, „aber er hat sich in der Zelle leicht den Kopf eingeschlagen, weil er nachts durch die Tür wollte.“

„Oh.“

„Wann könnten Sie hier sein?“

Ja, wann konnte er sich eine Fahrt nach Zürich leisten? Fast wollte er sagen: Ginge es in zwei Monaten?, verschluckte den Satz dann aber.

„Bald. Ich kann Sie zurückrufen?“

„Ja, gern, wir sitzen ja nicht in der Zelle“, kicherte es.

Reuter dachte dabei wieder an einen Scherzanruf.

„Wie heißen Sie eigentlich?“, und erinnerte sich an Folgen *Aktenzeichen XY* mit Eduard Zimmermann.

„Adjutant Spyrie, Kantonspolizei Zürich. Meine Nummer sehen Sie im Display?“

„Ja.“

„Adieu.“

„Äh, ja auch.“

Reuter setzte den Fuß auf seinen Bettvorleger arabischer Optik, den er am Mainbasar erfeilscht hatte. Alba im Hintergrund, wagte er alles, und bekam den Läufer

mit den Verzierungen in Rubinrot und Ocker. Seitdem lief er gerne über diesen gelebten Grenzübertritt. Jetzt war es aber eher Schlurfen. Er hielt sich am Türrahmen fest, und atmete noch sehr nasal von einer Erkältung, die ihn letzte Woche durchweht hatte. Er griff sich ins verworrene Haar und stand im Wohnzimmer. Dann ging er weiter ins Bad, warf sich kaltes Wasser ins Gesicht wie in einer schlechten Werbung (gab es eigentlich Gute?, fragte er sich in Klammern). Die elektrische Zahnbürste rührte leise über seine Zähne. Er hatte sich nicht für die beste, sondern die leiseste entschieden. Und dann herausgefunden, dass es die beste war. Das bestätigte ihn in der Bewertung von Stille.

Er hörte Rascheln und schaltete die Zahnbürste aus. Kein Rascheln, schaltete sie wieder an. Er spülte sich den Mund mit, angeblich „sanfter“, Mundspülung und machte dann doch flügelartige Bewegungen als hätte er zu heiß gegessen. Wieder Rascheln. Er nahm Kutipps und reinigte sich die Ohren. Nein, daran lag es nicht. Er ging in die Küche, nichts. Wohnzimmer, nichts. Er stand im Schlafzimmer, Rascheln! Es kam aus dem Wohnzimmer. Das Sofa, über und über mit Zeitungen, aus denen oben Haare ragten. Gelockte, schwarze Haare.

„Morgen!“, sagte der Zeitungsberg.

Alba! Alba?, dachte Reuter.

„Was machst du denn hier?“

„Ja, was wohl, Entenzucht. Sieht man das nicht?“, raunte sie zurück. „Wir waren gestern unterwegs, Sie erinnern sich, Herr Reuter?“

„Achja.“

„Achja, achja“, äffte sie ihn nach. „Wo ist mein Kaffee?“

„Seh' ich aus wie ein Hotel?“

Alba guckte sich betont bewertend um, die Zeitung raschelte so laut, dass Reuters Kopf brummte.

„Nö, eher wie son' Gemeindebau.“

„Na, danke!“

„Kaffee?“

Reuter lief genervt in die Küche, füllte den Wasserkocher und stellte ihn an. Er griff zur Kaffeedose und ließ den Verschluss aufschnappen. Der Kaffeeduft strömte ihm samtig entgegen und streichelte ihn. Daran sparte er nicht, sofern es möglich war. Er gab sechs Löffel und eine Prise Kakao auf den Haufen Kaffeepulver und wartete starrend auf das kochende Wasser. Er goss das brodelnde Wasser auf das Kaffeepulver, was sogleich zu schäumen begann.

„Wer wollte denn so dringend was von dir?“, rief es von nebenan.

„Was?“

„Wer angerufen hat?“, rief Alba in gleicher Lautstärke, stand aber nun in der Küche direkt neben Reuter, der zusammenzuckte.

„Schrei doch nicht so!“

„Pfff!“

„Die Polizei.“

„Mangold?“

„Woher weisst du?“

„Mangold.“

„Ja, aber...ach, egal.“

„Wir müssen nach Zürich, bald.“

„Wir?“

„Ja?!“

„Aha, ganz neue Infos vorm ersten Klogang.“

„Igitt, Alba!“

„Nix igitt, menschlich.“

„Nicht weiblich!“

„Doch!“

Reuter hielt sich am Küchenschrank ohne Türen an einem Brett fest.

„Das Problem ist, er ist in Gewahrsam.“

„Sicher zurecht.“

„Alba!“

„Ja, was denn? Mangold eben. Der raucht die *Dunnhill* mit Mundstück. Das allein gehört unter Strafe gestellt.“

„Wie dem auch sei, er ist zu schnell gefahren, und hat sich dann den Kopf in Gewahrsam eingeschlagen.“

„Polizeigewalt, hm? Wunderbar!“

„Alba!“

„Jaja, dem Kapitalisten nix Böses, du Kuscher.“

„Wie kommen wir aber nun nach Zürich? Ohne Geld? Hast du nen' Sparstrumpf, eine private Künstlersozialkasse?“

Alba deutete auf ihre Füße.

„Siehst du?“

„Ähm, eingewachsener Zehennagel?“

„Ja, das auch. Aber wieso siehst du das?“

„Achso, kein Sparstrumpf. Gut dass du mit Wortwitzen kein Geld verdienst. Aber wie kommen wir nun billigst nach Zürich, schnell?“

„Kostenlos und schnell? Da gibt es einen Weg...“

Reuters Gesicht erhellte sich.

„...aber der wird dir nicht gefallen.“

Reuter hätte sich vor einer halben Stunde nicht vorstellen können, wie sehr ihm das nicht gefallen würde, was Alba mit kostenlos und schnell meinte. Der Wind zerzauste ihm sein Haar, der Regen traf sein Gesicht wie Nadelstiche. Mit einer kleinen Tasche waren sie losgeeilte, Reuters Unterhosen in doppelter Anzahl, auch für Alba.

Sie standen an der Autobahnauffahrt A5 in der Nähe des Rebstockbads. Ganz im Westen von Frankfurt. Da seien die Chancen besser als im Osten, meinte Alba mit Bestimmtheit. Eine halbe Stunde standen sie nun da, mit einem eilig gebastelten Schild „Zürich oder gleiche Richtung“. Die afroamerikanische Künstlerin in buntem Tuch und kaffeebrauner Lederjacke und der leicht übergewichtige blasse Reuter. Sie sahen aus wie eins dieser nostalgischen Fahrräder mit einem großen und einem kleinen Rad. Sogar einen Mittelfinger hatten sie kassiert. Besser gesagt, Reuter hatte ihn kassiert. Alba hatte es auch nicht besser erwischt, ihr wurden Blasgesten wie Luftküsse entgegengeworfen. Vom Rest der Autofahrer erhielten sie Verachtung.

„Das bringt doch nix, lass uns versuchen, mit der Bahn zu fahren.“

„Ohne Ticket, wir? Da steht doch auf der Stirn: bitte kontrollieren sie extra! Das muss nicht mal nen' Ossi als Kontrolleur sein. Das weisst du doch.“

Ja, leider wusste das Reuter. Es war eine schlimme Erfahrung, wie Menschen zu Ur- bzw. Untieren in Sekunden schnelle verkamen, wenn sie Alba sahen. Eine Schwarze Künstlerin mit sehr großen Brüsten und Po: man kam nirgends unbeachtet lang. Leider meistens beleidigt oder gedemütigt oder beides. Affenrufe waren dabei noch das geringste Übel. Schon oft waren sie nur knapp einem Übergriff entkommen, einmal war Alba eine Bierflasche an den Kopf geflogen. Doch, das bewunderte Reuter zutiefst, sie ließ sich nicht unterkriegen, was aber nicht hieß, dass sie nicht litt. Er selbst wusste nicht, ob er das im Alltag so aushalten könnte.

Ruuuuusch, der LKW hielt. „Hilft euch Freiburg?“ Beide nickten. Vielleicht hätten sie auch bei Hamburg genickt. Im Führerhaus von Detlef roch es nach Kaffee und Gebäck. Detlef (Detlef, natürlich Detlef, dachte Reuter) war wie man sich einen Trucker vorstellte. Übergewichtig, bärtig und tätowiert.

„Ihr beiden“, sagte er in den Regen starrend, „müsst aufpassen. Ich will ja nix sagen, aber ihr seid keine gute Kombi. Und ich wähle nicht mal AfD.“ Endlich mal was Neues, dachte Reuter und Alba zog einen Socken aus, und bearbeitete ihren eingewachsenen Zehennagel.

„Komisch, das Blut, ist bei euch auch rot?“

„Hm?“

„Na da, das Blut deiner Freundin.“

„Ja, was soll's denn sonst sein? Lavaschwarz?“, grummte Reuter.

„Lass es“, zischte Alba, „besser so als noch ganz anders.“ In der engen Truckerkabine roch es nach verwehten

Zigaretten und verschwendeter Lebenszeit. Vielleicht ein Fluch dieses Lebens auf Achse, dachte Reuter.

„Sag mal“, der Trucker wandte sich an Alba, „sind deine Eltern eigentlich Basketballfans?“

Reuter stutzte. Was sollte denn da jetzt noch kommen? Alba blickte ihn stoisch an.

„Na wegen deines Namens?“

„Nein, das ist mein Künstlername. Es heißt soviel wie ‚weiß‘.“

Der Trucker schaute ungläubig.

„Das stimmt doch aber gar nicht?“, raunte er.

Alba schaute auf die Straße.

„Bei den Menschen stimmt generell so einiges nicht.“

Sie rauschten die A5 gen Süden. In Freiburg hatten sie schneller Anschluss gefunden, als Reuter lieb gewesen war. Seine Blase drückte, als Alba ihn schon auf die Rückbank eines roten *Alhambra*s lotste. Ingenieurseehepaar aus Salzhemmendorf auf dem Weg an den Pfäffiker See.

„Waren Sie schon mal in Auslikon?“

Beide schüttelten den Kopf, wie die Kinder, die eigentlich auf die Rückbank gehörten, aber auf Zeltlager waren.

„Wollten die doch beide nicht mit, glaubt man es! Sie werden so schnell groß.“

Phrasenzeit, dachte Reuter.

Die Herzogs waren in den Vierzigern, hatten ein kleines aber „neckisches“ Reihenhaus in Klinkeroptik. Sie mit Kurzhaarschnitt, er mit Kurzarmhemd. Zwei Kinder, sieben und neun. Friedrich und Helena. Vor Reuter wackelte

Helenas DVD-Monitor; er war aus. Als die Herzogs sie in Zürich am Hauptbahnhof rausließen („Klar fahr'n wir euch rein!“) entknackten sich Reuters Knie und sein Hals war trocken. So konnte er nur nicken, während Alba sich herzlich parlierend bedankte. Reuter warf ihr abkürzende Blicke zu.

„Sei doch nicht so, nette Leute.“

„Hm.“

„Nix hm!“

„Die sind alles, was wir nicht sein wollen.“

„Na und? Aber sie sind nett und haben uns hierher gebracht für wieviel Euro? Na!“

Reuter grimmte wieder.

Die schmiedeeiserne Tür des Zentralkommissariats öffnete sich, Alba drückte die Tür auf.

„Grüezi!“, glimmte Alba auf regionalen Kontakt bedacht.

„Guten Tag!“, kehlte es von einem hageren Schulterklappenträger sachlich zurück.

„Wir suchen Mangold.“

„Aha.“

„Frederic Mangold“, sagte Alba zuckersüß.

„Ah, der Deutsche.“

„Ohoh“, raunte Reuter.

„Psst. Lass mich machen.“

„Genau den, den würden wir gern wieder mitnehmen.“

„Das geht nicht.“

„Wieso, wir sollten ihn doch abholen? Hier sind wir!“

„Das ist schön. Der Herr ‚Geheimrat‘ Mangold“, der Polizist kicherte tuntig wie der Adjutant vorhin am Tele-

fon, „hat es sich anders überlegt. Er hat die Sicherheitsleistung mit *Paypal* bezahlt und sich gegen ärztlichen Rat aus der Zelle entfernt.“

„Seit wann kann man sich selbst aus einer Zelle entfernen? Die sind doch dafür da, dass man nicht geht“, zickte Alba.

Reuter schaute benebelt.

„Ja, aber heute morgen war seine Gewahrsamszeit zu Ende und der Polizeiarzt hat ihn gegen Unterschrift gehen lassen.“

„Und wo finden wir ihn nun?“, meinte Reuter.

„Bin ich die Auskunft? Rufens ihn doch an, Ihren Freund.“ Damit drehte der Polizist sich zum Gehen um.

„Achja, obwohl. Er hat sein Handy hier vergessen. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, er kann es abholen.“

„Und wo sollen wir ihn nun finden? Und wie sollen wir ohne ihn zurückkommen?“, fragte Reuter am Rande seines Nervenbandes.

Alba rührte in einem dieser geriffelten Plastikbecher mit einem Holzstäbchen in etwas, das der Mann von der Baustellenkantine „Kaffee“ genannt hatte.

„Weiß nicht. Lass uns einfach durch die Stadt streifen.“

„Na wunderbar. Gute Idee. In einer der teuersten Städte Europas, in der eine billige Pizza schon so viel wie ein Drei-Gänge-Menü hinter der Grenze kostet.“

„Es ist dein Freund, Reuter.“

„Hm.“

„Nix hm.“

Sie gingen ziellos durch die blitzende Innenstadt, die so sauber war, dass Reuter manchmal das Ende einer Kulisserie erwartete, hinter der es nicht weiterging. Doch es schien echt hier zu sein. Die Preise im Supermarkt waren es auf jedenfall. Alba kramte nervös in ihrem Portemonnaie. Sie hatte sich im Preis vertan, weil sie ihre Brille nicht aufhatte. Nun hatten sie mit Reuters letztem Fünfer ein Quarkhörnchen bezahlt. Und jetzt hieß es: rien de va plus.

Vielleicht ließ die Erschöpfung gepaart mit Geldlosigkeit die besten Ideen erst entstehen. Vielleicht wären Steve Jobs seine Ideen auch nicht außerhalb einer Garage gekommen? So jedenfalls war Alba die Idee gekommen, als sie frierend am Zürichsee mit Blick auf die große Turmuhr saßen, dass Mangold nur da sein könnte, wo es sehr teuer und extravagant sei. Leider war aber in Zürich irgendwie alles teuer, und Mangold weiterhin ohne Handy. Das Schicksal war gütig mit ihnen oder es war doch ihre analytische Fähigkeit. Alba hatte unter genervten Blicken von Reuter die teuersten Hotels der Stadt gegoogelt. Nur die mit Seeblick und schönem Namen berücksichtigt und schon waren sie ins *Beau'Hotel de Zurich* gestolpert.

Beide in eher derangierter Kleidung, wirkten sie in der plüschigen Eingangshalle des Hotels wie eine Fehlbesetzung. Lieferanteneingang hinten!, wäre für sie die richtige Regieanweisung gewesen. Über jedem Fenster war eine blau-weiß gestreifte Markise gespannt, das Abendlicht vom See blinkte durch die perfekt geputzten Fenster und in der Lobby fühlte sich die kühle Seeluft erfrischend und

nicht erfrierend an. Was doch ein kleiner Ortswechsel bewirken konnte, dachte Reuter.

Alba war es wieder, die voranschritt und sich der Blicke ihrer wegen gar keine Gedanken zu machen schien. Ob ein Herr Mangold zu Gast sei, fragte sie im servilen Ton, den Reuter gar nicht von ihr kannte. Als Reuter hörte, der Herr Mangold sei im Restaurant *Le Croc* zugegen, dachte er erst, er fabuliere schon, und wollte sich Wasser in der Toilette ins Gesicht schütten. Der Herr von der Rezeption zeigte ihnen aber unaufgeregt den Weg Richtung Restaurant, um dann aber doch leicht zu husteln.

„Meine Dame, mein Herr“, er wandte sich, „es tut mir leid, aber ich muss Sie höflichst auf unseren hier existierenden Dresscode für unsere Restaurants hinweisen.“ Es schien ihm ehrlich unangenehm. Vielleicht war er unter dem dunkelblauen Anzug volltätowiert und zählte die Tage bis zur beruflichen Selbstbestimmung?

„Könnten Sie den Herrn Mangold vielleicht rausbiten?“, fragte Alba und Reuter war wieder über ihre diplomatischen Fähigkeiten verwundert. Er lernte auf dieser ungeplanten Reise ganz neue Seiten von Alba kennen. Der Mann von der Rezeption verschwand und kam nur wenige Sekunden später mit Mangold wieder. Die Haare in Pomade, fixiert in einem blütenweißen Hemd seiner Lieblingsmarke *Kiton* (soweit hatte es sich Reuter der Freundschaft wegen aber dennoch widerwillig gemerkt) und einer eleganten Chino mit dunkelbraunen Wildlederslippers und goldener Schnalle. Der Gürtel von *Hermès*, bei dem man Schnalle und Gürtel separat kaufen musste. Auch das hatte

Reuter sich gemerkt. Dass er Reuter und Alba auch nur kannte, wirkte eher wie ein Versehen des Schicksals.

„Wie schön euch zu sehen!“ rief Mangold durch die halbe Empfangshalle. Vielleicht dachte er, dachte Reuter, dass Angriff in dieser Umgebung doch die beste Taktik wäre. Die verschollene, verarmte Verwandtschaft, einfach laut umarmen und dann im See versenken - oder so. „Und auch die Frau Künstlerin, Sie kennen Ihre Bilder nicht, ganz begabtes Mädchel!“ sagte er und zeigte auf Alba und schaute den Rezeptionisten an, der untertänigst lächelte.

„Der Penner ist doch auf Koks“, grunzte Alba leise.

„Ne, Mangold einfach, oder?“

„Wie der immer tut als sei er fucking fünfzig und sonst was. Penner.“

„Alba, bitte.“

„Danke.“

„Wie?“

„Och, Reuter.“

Die Wunde hatte er wirklich. Über der linken Braue, was ihm aber gar nicht abträglich zukam. Eher sah es aus wie eine Lebenswunde, die er mit der ihm eigenen Art der natürlichen Haltung trug. Ähnlich wie Männer mit hässlichen Narben, die sie mit einer Selbstverständlichkeit trugen, sodass die Damenwelt dies sogar als besonders anziehendes Merkmal wahrnahm. Reuter wunderte sich immer wieder über diese Wirkweise; er selbst hätte eine Narbe wohl nie so tragen können.

„So, meine Lieben, was macht denn ihr hier? Eine kleine kulinarische Reise?“

„Ja, klar, wir hatten eine kurze Champagnertour vor. Die freie Künstlerin und der Arbeitslose. Natürlich. Irrendwo muss das Geld ja hin.“

„Ach, wirklich?“ Mangold dachte wohl kurz wirklich, sie meinte es ernst.

„Nein, natürlich nicht du bornierter Affe. Die Polizei hatte Reuter angerufen und dann sind wir hierher getrampt. Wir wussten ja nicht, dass du dich hier ins dolce-vita-Leben fallen lässt. Es klang eher nach Gefangen-in-einer-Zelle.“

„Tja, alles wird überwunden.“

„Schade.“

„Aber ihr seid hier. Gehen wir gemeinsam zu Tische?“

„Äh, ja, also“, konnte Reuter nur anfangen, dann übernahm Alba den Satz.

„Ja, auf deine Kosten. Wir sind hier hergetrampt. Für dich!“

„Wie geht das denn?“

„Was?“

„Trampen?“

„Willst du uns eigentlich verarschen?“

„Nein, nein, nur ein kleiner Scherz niederen Sujets.“ Mangold kicherte und griff seine Zigarettenspitze und die *Dunhills* aus seinem marineblauen Sakko mit den goldenen Seemannsknöpfen.

„Kommt, lasst uns eine rauchen und dann lade ich euch zum Essen ein.“

„Und wann fahren wir mit deinem Auto wieder zurück?“

„Ja, also“, und hier wurde Mangold dann doch wortkarg, „das besprechen wir besser beim Essen und einem guten Wein.“

Sie saßen auf der Terrasse des *Le Croc* und schauten über den ruhigen Zürichsee. Die Sonne stand tief und die Nacht zog auf. Man servierte ihnen Kaffee in feinem Porzellan und Reuter war mehr mit der Vorsicht beschäftigt, es nicht zu zerstören, als den Kaffee zu trinken.

„Siebträger, merkt man sofort, nicht?“

„Kaffee, ist ok“, sagte Alba.

„Lecker, ok“, schloss Reuter sich an.

„Mensch, Reuter, so still. Was ist los?“

„Vielleicht etwas viel Aufregung in den letzten vierundzwanzig Stunden.“

„Ach was, den Abend lassen wir nun hier schön ausklingen und dann schlaft ihr euch erstmal schön aus.“

„Wo denn?“, ließ Alba gleich anklingen.

„In eurem Hotel?“

„Wir haben kein Hotel, weil wir kein Geld haben. Damit auch du es endlich mal kapierst.“

„Achso?“, Mangold klang eine Oktave höher.

„Ja, Mensch, wir sind ja hier nicht aus Menschenliebe hergetrampt.“

„Achso, ich dachte so das Abenteuer, nah an den Menschen und so? Dann kann Reuter endlich mit seinem ersten Roman beginnen.“

„Nee“, sagten Reuter und Alba entnervt im Chor.

„Naja, ich lasse euch Zimmer im *MotelOne* reservieren. Oder doch lieber eins zusammen?“, ließ er sich nicht

nehmen mit Augenzwinkern zu fragen.

„Nee!“, riefen beide etwas zu laut aus. Vom Nachbarisch wurden ihnen vernichtende Blicke zugeworfen.

„Danke, Mangold“, rang sich Reuter ab.

„Natürlich“, antwortete Mangold ganz ernsthaft – und meinte es auch so.

Sie blickten alle auf den See, der Kaffee dampfte aus dem feinen Porzellan und Reuter dachte sich kurz, so ein Leben mit Geld, sei auch nicht so verwerflich wie er immer dachte.

„Jetzt lasst uns ins Restaurant gehen!“, sagte Mangold und erhob sich schon.

„Das geht doch nicht, wegen unserer Klamotten.“

„Achso, jaja, da war ja was. Was machen wir denn da?“, fragte Mangold mehr sich als die anderen. Er erhob sich und schritt schnellen Fußes in die Lobby.

„Kommt, wir können herein!“, rief er von der Tür aus.

Alba und Reuter schauten sich fragend an und standen auf.

„Wie hast du das denn geregelt?“, fragte Reuter leise.

„Mit einem kleinen Geschenkli“, lachte Mangold leise und mimte schweizerischen Dialekt.

„Klar, womit solltest du sonst etwas regeln? Empathie vielleicht?“, grummelte Alba.

„Nein, dafür haben wir ja die linke Künstlerelite, die alles richtig macht“, lachte Mangold und zeigte einladend in das Restaurant.

„Herr Mangold, einen schönen guten Abend, herzlich willkommen im *Le Croc*. Darf ich Sie und Ihre Freunde in diese Ecke des Restaurants leiten?“